



3. Blatt.

Landsberg (Warthe). 1926.

Nr. 11.

Aus der Geschichte des Dorfes Pollnchen.

Von G. Weberschot.

Freundliche Wiesen und wogende Gerüderdecker, aus dichten, grünen Baumgütern ein schön geformter Kirchturm, wie Ziegelhäuser, wie farbliche hineingetragen in das Landschaftsbild, im Hintergrund aufragende Berge, mit dunklem Steierwald, das ist wohl der Gesamtindruck, welchen der Wanderer hat, der von Bantoch aus sich unterm Dörfern nähert. Durchs Dorf hindurch läuft unser Weg. Saubere Straßen, vorzüglich gepflasterte, ohne Pflaster, bunte Regenrinnen, saubere Schuhläufe mit blühenden Fächerlinien vervollständigen das glänzende Bild. So liegt Pollnchen heute vollständig auf der heimlichen Ebene, die sich zwischen der Warthe und den Sanddänen, die einst in grauer Vorzeit ein gewaltiges Uferstrand an schwemmten, ausgebrettet.

Berichten uns auch keine Chroniken darüber, wann wohl der erste menschliche Zug diese Gegend betrat, so haben wir doch Anzeichen dafür, dass bereits zur Steinzeit in unmittelbarer Nähe des Dorfes menschliche Ansiedlungen gewesen sein müssen. Nur wenige Schritte breiteten sich in östlicher Richtung aus dem Dorf zu geben, um an einem Waldweg zu gelangen, der durch die bewaldeten Dänen, denjenigen „Dowelen Bergen“ zu einem laufenden Blätter führt. In sanftem Bogen laufen dort im „Winde“, die Ackerfelder am Waldbande aus, und hier ist der Ort, wo der pfiffige Landmann wohl häufiger einen gesuchten Sieg und, Simmond heißt es, einen guten und beträchtlichen Absatz für seine Steinäxte gefunden, so manchmal auch Steinäxte. Grade der Ursprungs, daß man an dieser Stelle mehrere solche fand, macht, wie wohl darum, dasselben, daß die einwachen Werkzeuge nicht von freilebenden Germanen stammten, die vielleicht im Kampf mit den Tieren des Sumpfgebietes hier ihr Leben ließen; sondern daß an dieser Stelle zweitens eine Germanenfestung war. Auch die nachfolgende Zeit, die Bronzezeit, fand unter einer engeren Bevölkerung Platz. Auf dem etwa eine halbe Stunde vom Dorf entfernten „Hottasberg“ wurden große Urnen ausgegraben. Die Urnen waren teils glatte Formen, teils auf, teilweise sind sie aber auch schon mit entsprechenden eindringenden Randzeichnungen versehen.

Dann kamen die Stürme der Völkerwanderung und die Slaven drängten von Osten her in unsere Heimat ein. Die slawischen, westlichen Ansiedlungen erfolgten meist an solchen Stellen, die Schutz vor jenseitlichen Überfällen und Angriffen boten. Pollnchen soll auch eine solche slawische Siedlung sein. Bei verdeckten Wäldern, flussnah weiteres, so wie ein solches in der Sumpfgegend des Brudres, Schuh und Sicherheit waren also gewährleitet. Es wird sogar die Meinung vertreten, daß die Anlage des heu-

tigen Dorfes eine Erweiterung der slawischen Siedlungsgebiete sei. Auch der Name Pollnchen weist auf slawische Abkunftung hin. Man findet für ihn eigentlich zwei Deutungen. Letztendlich ist die Deutung „viel Gänse“, wohl zurückzuführen auf die große Anzahl wilder Gänse, die in dem hügeligen Mündungsgebiet der Warthe und Nege willkommenen Unterflut fanden. Dieser Deutung steht aber jede Sprachgeschichtliche Unterlage. Sicherlich ist wohl der Name „Pollnchen“ dem Bruder „Wolne“ in Kapitel 7 der Schriften des Vereins für Geschichte der Neumark vertritt. Er macht eine folgende nähere Angabe über den Namen: „Die Wenden fanden wie die Bezeichnung „Pollnich“ im 15. Jahrhundert „Boledinen“. Der Name geht 1337 in Landburg der Neumark. Wallungen ist entstanden aus „Pollnico“ bzw. „Bolodow“ oder „Boled“ (wie „Bolet“ und „Bols“). Kurz vor „Bolodow“ steht der „Bolich“. Es ist ein Weitz- oder Sivendorf gewesen.“

Diese kurze Wirth des Vorgeschichtlichen unseres Dorfes deutet sich ja zunehmend auf Berichtigungen, gestützt durch die angeführten Fakten. Freilich werden sicherlich die Wenden früher als in der genannten Zeit. Die älteste ermittelte Urkunde, in der wir etwas von Pollnchen erhaben, ist ein Grenzvergleich, in welchem die genaue Grenze zwischen deutschem und polnischem Lande angegeben wird, und zwar ist die Urkunde aus dem Jahre 1251. In diesem Grenzvergleich heißt es: „Polen“ gehört mit allen „Borodzic“ zur Mark.“ Dieser Grenzvergleich wurde 1364 erneuert und unter den Beugen, die ihm unterstehen haben, befindet sich auch der Name „Nicolaus praesbiterius im Bantoch“.

Etwas 200 Jahre lang fehlten dann sämtliche Aufzeichnungen über unseres Dorfes Zeitgeschichte, bis wieder ein Dokument, das in dieser Zeit Pollnchen kein Schaf aus mit dem benachbarten Jantoch teilt. Die nahe polnische Grenze, die nur etwa eine Stunde entfernt war, brachte mancherlei schwere Kämpfe und Verdrückungen mit sich. immer wieder verloren die Polen, denn Deutschland den wichtigen Siegespol bei Bantoch zu erreichen. Blutige Kämpfe entpuppten sich um die Handelsstraße, welche aus Polen kommt, über Schwien, Morren, Bollnchen und Bantoch weiter hinauf nach Stettin führt. Besonders wichtig kam unter Dorf Bantoch die Zeit, ganz besonders polnische Verdrückung, um dann wieder den Deutschen Sieg zu erlangen. Wie Bantoch diese schweren Zeiten überstand, so verhindert auch Pollnchen damals nicht vom Gododen, sondern behauptete sich auch in dieser Zeit der schweren Not.

Heute werden dank die Verhältnisse für unten Ort um die Mitte des 18. Jahr-

hunderts hin. Im Jahre 1571 wurde nämlich Pollnchen und Morren durch einen Lehnsherrn ausgetauscht durch „Coburg-Johann Georg“ — den Gräfendern „Büßsen, Dietrichstein, Christoffen und Casparem Rueden zu Lüne“ übernommen, die ihren Wohnsitz in Gorlitz hatten. In dem Lehnbrief heißt es über diesen Bußt: „und mitt allein gnaden, gerechtigkeiten und Berücksigungen an dem Dorfherren Morren und Pollnchen“. Am dieser Zeit an dem 1. September 1571 zu Küstrin gegeben. Am 1571 zu Küstrin gegeben ist eigentlich die Geschichte des Dorfes jetzt mit der Geschichte der Herrschaft am Gut Gorlitz verknüpft. Die Polen blieben niets untreue Nachbarn, und Grenzstreitigkeiten blieben nicht aus. Die Bewohner unseres Dorfes müssten denen von Rüden Hand- und Sanddienste leisten. Da wissen denn ältere Schriftstücke des österreicher zu berichten, wie die Polen ihnen bei diversen Arbeiten auf Morren Gebiet das Heu wegnehmen, die Öfen und die Viele ausspannen und fortziehen. Es kam auch vor, daß Militär von deutschen Seiten aufgesetzt wurde, um den Polen die geraubten Sachen zurückzuholen.

Für diese Grenzbergriffe der Polen war die Zeit des 30jährigen Krieges besonders günstig. Die Güter derer von Rüden wurden durch die verschiedensten Truppen verheert und verwüstet. Mühsam und kostspielig habe die Polen Schuß zu juchen. Diese günstige Gelegenheit nutzte der Unterhauptmann von Rüden. Er dehnte die polnische Grenze bis an die Häuser unseres Dorfes aus. Kurz vor Pollnchen planten die Polen 1½ Tag lang eine rote Fahne auf und schossen dabei zum Zeichen, daß die Landeseret der Polen auf diese Stelle in polnischen Besitz übergegangen seien. Endlich, am 12. September 1653, griff der Kurfürst ein. Aus Diesem wurden 50 Musketiere nach Pollnchen geschickt, die aus hier am 12. Oktober 1653 eintrafen. Sie schritten gegen die Übergriffe der Polen energisch ein.

Nach dem Abzug der Dreizeiger Soldaten kamen 15 Mann aus dem Landberger Garnison nach Pollnchen, welche das Eigentum der Grafschaften über Gußherrschaft und der Vorortenbesitz folgten. In dem entsprechenden Besitz heißt es u. a.:

„Selbige 15 Soldaten sollen ihre Wohnung vor Major haben, und so die Deutsche werden das gutten Willen etwas in Eien und Erben bitten, solchen sie dann vorziehen, und niemanden beschweren.“

Leider hatten diese Maßnahmen nicht den gewünschten Erfolg. In dem herlichen Frühling, der ganz in der Nähe des Dorfes lag, schlugen die Polen mehrere tausend Stämme um. Das Dorfleben konnte nicht auf die Weise

gefährdet werden, denn es würde unvergeßlich gerautzt. Es hatte fast den Antheil, als ob die Polen ihr Gebiet wieder bis zur Warthe und Nege ausdehnen wollten. Diesem Zweck mußte Einhalt geboten werden und der Fürst schickte 1654 von der Leibgardeabteilung 30 Mann nach Landsberg mit dem Auftrag, durch ständige Patrouillenritte die Polenjahrigen gegen raubende Polen zu säubern. Aus dem damaligen Besch:

"Dah die Reute wohl von ihren Löhnungen zehren werden, wenn sie aber in Polen und Gralow ab und zu kommen, so wird ein Sitz Brod und Tantz Bier aus Conforto wohl eingesetzt, und die Reute werden doch vielleicht bleiben."

Im Jahre 1667 kam es dann endlich zu einem vorläufigen Grenzvergleich. In diesem Vergleich wurde der Ländereigentum von Polen eigentlich ziemlich genau gereget. Polen hatte sein Areal auf Polenjahrigen Grund und Boden. Was hassen aber alle Verträge, wenn die Polen nicht einen Punkt haben!

Die Gewalttätigkeiten und Unrechtschäfkeiten der Polen hatten es gefordert, daß die Rätsilien auf Gralow verarmt und ihre Besitzungen verlaufen mussten. Auch ihre Nachbarn hatten mit den unruhigen Grenzgängern manch harten Kampf zu führen. Um 1721 hatten die Polen eine Wallfertmühle gebaut und benutzten die Pollebacher Wiesen als Stausee, ohne an die Einwohner Gedanken zu denken. Die Wehrlosigkeit des Viehs galt als beweisend. Am Jahr 1740 brannen dann das Dorf Pollebach, als die Polen hatten in den letzten Jahren beträchtliche Mengen Baumholz im brandenburgischen Gebiete abgeschlagen; nun wurde das Dorf, welches man für den Aufbau des Dorfes bedurfte, aus den wüsten Waldern geflissen. Nachdem mehrere andere Herren auf Gralow gewesen waren, kam im Jahre 1763 Pollebach durch Erbschaft an Ernst von Brand auf Gralow.

Nach endlos schienen die Grenzstreitigkeiten mit Polen zu sein und es sah fast aus, als ob niemals ruhige Zeiten für Pollebach kommen sollten, aber endlich landen im August 1782 die Grenzausmauerungen zwischen dem König von Preußen und Polen statt. Die jüngeren zerstörten Gebäude machten die Polen bei diesen Unterhandlungen wohl gefügiger. Am 21. September 1782 war man mit den Verhandlungen fertig. Der preußische König unterschrieb den Vertrag am 30. November 1782 und polnischsprachig wurde er am 22. April 1783 unterzeichnet. Pollebach und seine Einwohner konnten mit den nun geschaffenen Gebietsverträgen wohl sehr zufrieden sein; denn die Grenze verließ noch immer den Mittergarten. Worni gehörte also noch vollkommen zu Preußen. Seit dieser Zeit hörten die Grenzstreitigkeiten auf, und es kamen ruhigere Zeiten für unter Pollebach. (Quelle: Eichols „Beiträge zur Geschichte des Rittergutes Worni“. Die Neumark, Jahrgang 1).

Es war nun die Möglichkeit gegeben, daß sich unter Dorf ungefähr entwideln könnte. Mandelort Kleinarbeit gab es zu erledigen. Im Sommerort Buhnde befanden sich wohl 20 Familien. Die Buhndener gehörten zu Böhmendorf. Die ganze Schule bestand aus einer einzigen Klasse, welche abgedrängt war, dieser Klasse aufzunehmen. Eine Regierungsschreiberin vom 18. 3. 1826 zeigt uns so recht, wie die Wohnungsräume in der damaligen Schule und wohl auch im ganzen Dorfe waren. In diesem Schreiber steht es:

"Der Landbath Sturm zeigte uns im Januar an, daß in einer einzigen niedrigen und gar nicht gedielten Stube der Schulmeister in Pollebach mit seiner ganzen Familie wohne, da woher und dorthin laufen und täglich 100 Kinder den Unterricht erhalten müsse. Das Haus soll seiner Reparatur mehr wert sein."

In einem anderen ländlichen Schreiber vom gleichen Jahre heißt es dann:

"Dah ein Lehrer einen Stall haben muß, um eine Kuh und Schweine zu halten, ist eine absolute Notwendigkeit und dieser Stall kann mit dem Hause sich nicht unter einem Dach befinden."

Diese beiden Schreiben mögen ein Streitlicht auf die damaligen Wohnverhältnisse im Dorfe werfen und es ist wohl nicht schwer, sich von dem Dorflichen der damaligen Zeit ein Bild machen. Diese ungünstigen Wohnverhältnisse hätten sich sicher nur sehr langsam gebildet, wenn nicht plötzlich ein unvorhergesehenes Ereignis eingetreten wäre.

Der 9. Juni des Jahres 1826 war, wie das Dorf verhängnisvoll. Ein glühender Sonnenaufgang lag über dem stillen Dorfchen. Nur aus wenigen der offenen Feuerherde stand der Rauch in die drückende Sommerluft. Stand eine kleine Flamme mit heissem Rauch, ein unbekanntes Funke hinkte aus auf den Steinboden, so daß, wie wirken es nicht genau, aber legand und irgendwie strang klang eines jährlings Blümchen auf, leide gleich am trocknen Boden, doch sich hinweg in die Strohdachblätter und war nicht mehr zu handhaben, als härtelste Leute die Gefahr erkannten. Von schwärmer Rauchwolken wurde die Feuerwehr geweckt. Aber was gab's noch zu retten? Luis und vergaßt fragt hier der wie Sohn von Dag zu Dag, von Dorf zu Dorf, verschonte auch Schul- und Kirche nicht, und wenn er erst oben an dem First des Strohdachses lag, dann sah er, daß der Strohdach hoffnungslos war, es gab keine Rettung. Doch standen dorten dem talenden Element zeitnahe Nahrungs- und als die milde Sommernacht überherrschte, da lag das halbe Dorf in dunkel und Ueße. Schadstoffe sammelten sich in kleinen Blümchen aus der sterbenden Glut entzog zum dunklen Nachthimmel. Viele Familien waren obdachlos geworden. Auch die Kirche, welche damals unmittelbar an der Warthe stand, war vollkommen niedergebrant, auf ihrem Boden hatte man nämlich so weit erzählt, Buben ausgeworfen, da die Landwirthschaft jährlich in der Nähe des Dorfes ihr Schätzchen abhielt. Vielleicht trug dieser Unfall auch noch dazu bei, daß der Brand eine solche gewaltige Ausdehnung annahm.

Doch nach diesem Brande gab es für die Bewohner kein länges Überleben. Es mußten wieder neue Wohnungen geschaffen werden. Eine Reihe von Stücken führte gutes und ferniges Baumholz aus Kurland nach Pollebach, und bald standen eine Anzahl neuer Häuser frisch gerichtet.

Schiller hat recht, wenn er sagt: "Doch mit des Geschichts Mächten in ein ewiger Bund stehen, mit dem Unglück vereint, schnell!"

Am 9. September 1829 kam der von Hofe, Wirt und der Giebel, da Säuer, böhme und reiste sich früh das, was seit dem Brande in Pollebach gelebt hatte, gierig und lieb den Einwohnern nur rauschende Trümmer zurück.

Der zweite Brand ausgesprochen war, ist nicht mehr bekannt, selbst mundliche Überlieferungen fehlen vollständig. Von dem ganzen alten Dorf war nun nichts mehr übrig, außer zwei kleinen Häuschen, welch ziemlich孤立iert am Südhang des Dorfes standen. Da es schien als ob die treifende Glut sich noch nicht einmal mit den noch stehenden Häusern habe beginnen wollen, so sprang noch auf einige Orte hin wieder neuerrichtete Gebäude über und dichtete für ein, und sothe die Nachbarker mit anderen Grundstücken an. Noch heute haben wir im Dorf ein Hauses, dessen Dachbalken von diesem Brande her angekauft waren im Dachstuhl haben.

Für die Einwohner waren es jetzt hart. Schade, daß sie in einer kleinen Betriebsweise lebten, aber es war im Leben zu immer sich in die schwärmer Lage zuinden. Neue Häuser wurden gerichtet. Man war vorwichtig geworden und baute die Häuser weit auseinander, legte fast übermäßige breite Straßen an. Nach heute leben sich die Häuser, die man unmittelbar nach dem Brande baute, deutlich von den anderen ab. Sie sind aus Lehm- oder Steintrockenbau gebaut und haben einen gebrochenen Giebel. Die Scheinen stellte man häufig als Blockhausbauten hin; eine dieser Scheinen ist im Dorfe noch erhalten.

Es mußte nun auch eine neue Straße gebaut werden. Unter Dorf Gralow, der Barree Lüneburg, machte eine Handzeichnung, welche die notwendigen Grundlagen für den Kirchenneubau boten. Der Turm sollte z. B. nicht an die Kirche angebaut werden, sondern sich als ein Teil der Kirche auf derselben erheben. Im Innern des Turmes sollte ein Raum für zwei Glöden sein. Der ganze Bau war in Steinbauweise geplant. Der Patron der Kirche drängte auf Verkleinerung des Baues und die Gemeinde Pollebach wird am 7. November 1827 durch ein Schreiben des Patrons aus Gralow ertheilt, die Steine zum Kirchenbau anzuhören und davon zu sparen, so möglich, ehe das Winter kommt. Nach der Blasfrage war man sich auch bald einig. Die Kirche wurde nicht mehr auf die gleiche Stelle gebaut, sondern sie bekam ihren heutigen Platz.

Witte August 1828 wurden die Arbeiten fortsetzt gebeten, daß am 15. August die Bauarbeiten ausgetragen werden könnten. Es hielten sich zu diesem Termin hauptsächlich Landsberger, Friedberger und Schweizer Handwerkermeister ein. Drei einfache Meister bewarben sich auch um die Arbeiten. Es waren dies der Tischlermeister Lenitz, der Tischlermeister Minnewitz und der Schmidemeister Lange. Das niedrigste Angebot für die Simme z. Turm- und Dachdeckerarbeiten gab der Tischlermeister E. Müller-Lönsberg mit 531 Taler ab. (Goldschiff 550 Taler.) Das niedrigste Angebot für die Maurerarbeiten hatte der Maurermeister Sündler aus Friedberg mit 15 Taler (Goldschiff 127 Taler) abgegeben. Tischlermeister Daniel Sündler wollte die Tischlerarbeiten für 356 Taler leisten (Goldschiff 447 Taler). Da die Schmidemeister stellte Schmidemeister Johann-Landsberg einen Kostenantrag von 43 Taler und 15 Silbermarken auf. Am 9. Oktober 1828 wurde über dem Tischlermeister Enderlein-Landsberg die gesuchte Bauausführung der Kirche zum Preis von 1188 Taler übertragen. Er verpflichtete sich, den Bau bis Michaelis 1829 beendet zu haben. Die Aussicht über die Ausführungen des Baues hatte der königliche Baumeister Schröder. Die Arbeit gingen rüdig vorwärts. Das Bauholz wurde bei Wendland in Gangtal geholt. Zur festgestellten Zeit war die Kirche fertig. Am 15. Dezember 1829 konnten bereits die Kirchenplätze verteilt werden. Gleich erhielt die Kirche erst Witte des Jahres 1830. Sie wurden von der Kirche Großheim-Braunitz an. D. geliefert.

Der Seelsorgedienst versah für Pollebach der Parree aus Gralow. Für die vielen der Dorf, besonders im Winter, zur Zeit des Hochwassers und des Eisgangs nicht nur sehr streng, sondern auch oft sehr gefährlich. War in früheren Zeiten diese überkommenen, daß z. B. ein Boot, in welchem sich der Wassermann, seine Frau und seine beiden Kinder befanden, beim Ueberqueren zwischen die treibenden Eisbällen kam. Das Boot schwang um, und die Frau und die beiden Kinder extrahen. Im Jahre 1856 begann man mit dem Bau der Brücke Alexanderdorf. Als diese im Jahre 1880 fertiggestellt war, wurde Pollebach von Gralow abgesondert und kam zur Paroche Alexanderdorf. Der erste Parree der neuen Paroche hieß Bräsighe.

Die Wohnverhältnisse der hiesigen Amwohner regelten sich auch um 1800. Bereits im Jahre 1820 wurde mit der Ausbildung des Gutslandes begonnen. Es gab damals in Pollebach 15 Ganzbauern, 4 Halbbauern, 11 Ganzhofstellen, 10 Dachbalken, 4 Eigentümern und 30 Kleinbauern. 1829 kam dann die Paroche, deren Pfarrkirche sich ebenfalls in Gralow befand, mit der Güterschafft in Gralow. Die Pollebener wurden nun von ihren Dienstleistungen dem Gütschtern gegenüber bereit. Es wurden außerdem auch Außenanforderungsverhältnisse gen. wegen der genannten Benutzung von Walle, Wiesen- und Siedlungsländern mit der Güterschafft onenfünft. Diese Verhandlungen führten 1829 zum gewünschten Abschluß. Der Gütschtfesthalle bildet noch eine große Wiesenfläche südlich des Dorfes, es ist der sogenannte „große Tränning“. Er liegt im

mittelbar an der Warthe und heute wird er jährlich in Kabeln an die hiesigen Dorfwasser verabreicht. Die Grundbeleger selbst separierten etwa 15 Jahre untereinander, und erst im Jahre 1861 kam es in diesem Punkte zu einem endgültigen Abschluß.

Durch die Separation wurden die Grundbeleger in bessere Wohnbedingungen versetzt, und sie würden sich zu jenen Wohlstand erhoben haben, wenn der Boden, der in um großen Teile nicht schlecht, als Teil von Warthe gäbschten wäre. Über das Jahr wurde die Gemartheung Pöllwischen unter Pöller gelegt. Doppelter Pöller, doppelter Auslaufen waren nötig. Gute Ernten blieben oft wegen der späten Beförderung oder wegen zu großer Sommerfeuchtigkeit aus. Es kam auch vor, daß das Sommerwasser die Getreidefelder mit sich brachte. Schiedensätze für das Dorf waren bis das Jahr 1850 und 1855. Hätte man 1826 mit dem Feuer zu kämpfen, so war es in diesen Jahren das Hochwasser, welches das Dorf erstickte und drohte. Da beiden Jahre lang es so hoch, daß das Dorf ganz unter Wasser gesetzte, behauptete im Jahre 1855 wieder das Dorf sehr gegen einige Söhne standen bis an die Festen im Wasser. Im Schlußstand stand es 6 Zoll hoch und das Grundes trieb durch den Hausruck. Die Bewohner führten mit Löhnen zur Kirche. Da die vorhandenen Löbne aber nicht ausreichten, so wurden Fälsche aus Badische oder Polenbannen hergeholt. Die Ueberflutung der großen Ueberflutung war der Bruch des Weidewaldes, der zwischen Morn und Polenbach gefüllt war. Ein neuer Deich, der bei Pöllwischen angefangen war, mußte ganz in der Nähe des Dorfes durchbrochen werden, sonst bestand die Gefahr, daß das ganze Dorf weggerissen würde. Der Krat des Weiders war so groß, daß die Scheune des Holzschiffers Seiler, die direkt am Durchstich lag, von den reihenden Wassern weggeschwemmt wurde. Als das Hochwasser sich verlaufen hatte, fand man die Leichen der Schwiehe zwei einen Kilometer nördlich des Dorfes.

Um Pöllwischen vor ähnlichen Hochwasserschäden zu schützen, gründete man 1854 den Morn-Pöllwischen-Dreisverband. Man legte mit der Schüttung eines Deiches von Morn nach Pöllwischen, der auch 1855 fertiggestellt wurde. Diese Verbindung der Warthe brachte aber den Polenwischen nicht die gewünschten Beobachtungen. Ihre Zölle konnten nur dann vor völkligem Hochwasser gehobt werden, wenn der Wall bis Jantos, also bis zur Mündung der Regen in die Warthe, durchgeholt wurde. Der Kaufmann Wieland aus Polenbach, ein damals wichtiger als Kreisstadt von Wittenberg, veranlaßte, die Sache ans Anlegen, und im Jahre 1872 wurde des Wall-Wittenberg-Jantos geschafft. Der Seelen dieser Wallausschüttung zeigte sich bald. Der Deich der Gemartheung Pöllwischen hatten bei mäßigem Hochwasserstand weniger zu leiden, sondern auch über ohne Ueberflutung davon. — Für unter Dorf und überhaupt auch für den ganzen Teil, der die seiteis der Warthe und Recke liegt, brachte der Bau der Zandbörde im Jahre 1882 weitere unvermeidbare Vorzüglichkeiten. Die Verbindung mit der Kreisstadt Landsberg war nun stets gleichwertig, selbst bei sehr hohem Wasserstand und schnell Etaggang. Nach diesen Verbesserungen war es in verhältniß, das Hochwasser der Jahre 1888/1889 keinen solchen katastrophenalen Einfluß auf Pöllwischen ausgeübt, wie das Dorfwasser vom 1855.

Aus der nun folgenden Zeit haben sich keine weiteren Ereignisse in den Geschichte unseres Dorfes heraus. Pöllwischen ist ein Dorf von etwa 900 Einwohnern. Die Einwohnerzahl ist in der Postkriegszeit etwas zurückgegangen. Eine Bölgentour ist am Orte, regelmäßige Brüderstiftsauftreibungen ermöglichen es den Polenwischen, heuern zu naher Population Jantos zu gelangen. Geschäfte der verschiedensten Art können in Pöllwischen bestehen, da die Deeler der näheren Umgebung mit ihren Einen- und Verläufen auf Polenbach angewiesen sind. Zwei Sägewerke beschäftigen einen Teil der Dorfbewohner und verarbeiten das Holz aus den nahen Wäldern. Die teilweise übermäßig breiten Straßen haben durch Baumanspülungen ein sündhaftes Aussehen behom-

men. Vor der Kirche steht ein Kriegerdenkmal, welches die Gemeinde ihren im Weltkrieg gefallenen Söhnen im Jahre 1920 errichtet ließ. Der Stein trägt 40 Namen. Bis in unsere heutige Zeit ist das Dorfwasser der Deeler Pöllwischen.

Die Pöller bieten unter einer gewissen Stunde gelegene Türen Hochwasserland, aber ebenso oft wie das Dorfwohlstand, der Warthe hoch, ist verachtet und heute nach das Pöller aus, zu oft die ganze Dorfbefestzung. Friedrich ließ das Dorf seine heutige Gestalt, die von den Branden vollkommen ausgebrettet und alles am Grabenrande mit blauen Sternchen bestreut. Sie geben aber unter, wenn sie vollständig. In eiliger Flucht verzerrt dort vor uns ein höhn kugelförmig glänzender Dauftisch darüber ein Maulwurfsloch, und ein schwarzer Raubfuchs verkennt seine Kraft so sehr, daß er seinen langen, schmalen Unterleib drohend ums emporkräumt, um und durch ein überreichendes Trophäen in die Flucht zu flüchten.

Und dort das prachtvolle Gänseblümchen, das Tauendköpfchen mit den purpurroten Rändern und Spuren an seinen Straußblättern! Überallhin folgt es den Fußstitten des Menschen und läuft ihm ungeruhen auf jedem sich bildenden Grasbüschel nieder.

Auch das Frühlings-Hungerblümchen, die kleine und schwüle Schwestern! Wiebaumkraut und unserer Gartenlotus, darf nicht fehlen mit seinen haarsaften Blütenzähnen? Da die Sonne hoch am Firmament steht, so hat er sein Kronen vollkommen ausgebreitet und alles am Grabenrande mit blauen Sternchen bestreut. Sie geben aber unter, wenn sie vollständig. In eiliger Flucht verzerrt dort vor uns ein höhn kugelförmig glänzender Dauftisch darüber ein Maulwurfsloch, und ein schwarzer Raubfuchs verkennt seine Kraft so sehr, daß er seinen langen, schmalen Unterleib drohend ums emporkräumt, um und durch ein überreichendes Trophäen in die Flucht zu flüchten.

Am Dürbingshofe neben jenen Maße der Hochspannungsleitung bildet Dürtenstielkraut, dieses „Uebelrad und Münden“, ein kleines Gebüsch, wird aber doch vom Wasserstrampf mit seinen hübschen Blättern überwältigt werden. Nach hat es aber Zeit zu fröblichen Schwärmen und kann sich an den Blättern von seinen fiestlaudendsten Gladien mit dem langen „Stempelspöpfe“ bei jedem Einzug der Sonne mit erfreuen.

Neben das Wasser des Grabens hin steht ein Schwalbenpfeil und läuft mit den langen Wädenhäuten mit weißgrünem Schnabel. Zum naßen Reit- und Fahrhinterhalt ist seiner neuerartigen Aufmachung höchst es dann weiter, vorüber an Schneckenkraut, rosigem Reichsgrünen, flachen Ackerhornkraut, förmigem Steinbrech und jenem Strichix den Wiesen, der teils es ersten Nebelschwaden bildet und oben uns ja hält immer ein einige Grad läßt anbauen. Dieser Wiesenstreifen gibt auch jedem Nordost den richtigen Druck und macht in der prallen Sonneneinstrahlung einen schönen „Braten“ aus.

Sonst erleben wir eine weitere Nebenrachtung. „Gio tödlich, gio tödlich!“ schmatzt und schnalzt's vorüber. Ein seiner Gefell' tritt nach kurzem, niedrigen Singfall von einem Stein zu einem andern, mit seinem kleinen Schnabel stiehlt immer vor uns hin. Der Dürtenstielkraut steht jetzt offiziellisch in seinem Revier, zieht hinaus zu schwämmen und mit viel Geschick die wunderlich-polterischen Kommissfälle in der Lust aufzuzeigen. Er ist leicht zu erkennen an der gelblichweisen Brust, dem schwärzlichen Augenstreifen, den dunklen Flügel an altschwarzen Überkörper und dem schwärzeverdeckten großen Schwanz. Wenn der hübsche Kerl aus Steinhausen oder Erdschollen sitzt, in er trog seiner lauten Stimme kaum aufzufinden, obgleich er gut die Größe eines Sperlings hat. Sein Nest legt er mit den schwämmischen Weben zusammen in Erdlöchern, zwischen Steinhaufen oder Wurzelwerk an.

Mitterwärts haben wir die Brücke über den „Altachäubingen Graben“ erreicht, von der man sich noch so altertümlich spricht, daß man ein Kinderspiel eines „Klarins“ auf der Brücke trifft. Es war ein Mitternacht. Das bringt mir vom „Mitterhöfchen“ ein Eiswad mit einer Kugel und hinein in die „Klarine“ und wird so schwer, daß er nicht weiter kann. Mir als dem Zusammentreffen nicht ist, erbittet ein ferner Hahnenkrei und ein Gebilde „ohne

"Kopf" plumpst in das Wasser und verschwindet unter der Brücke. Dort haben es dann noch mehrere Leute gesehen.

So lohnt es sich also wirklich, mit offenem Auge durch die Liebenauer Wiesen zu wandern und mit Heinrich Seidel zu empfinden:

„In jedem Frühling blüht auch dir
Ein Blümchen, ist's auch noch so klein;
Von jeder Wonne glüht auch dir
Ein Schimmer in das Herz hinein!
Nur nüchtest du dich zurück geben,
Erzwingen läßt sich keine Lust.
Was dir vor selbst nicht gibts das Leben,
Weißt emia ferne deiner Brust!“ —

15 guten Armbrüsten und 20-30 mit Armebrüsten und Böllern (?) bewaffneten Männer auf 1-2 Steinbüchsen, d. h. Kanonen die platzgebredete Granitsteine schleuderten. Ein Hindernis auf die nur langsam verhinderten feindlichen Aufmarsche wurde das „Wahrhaftigkeit“ in unserer Augen noch weiter verstärkt. Neben einer Einwohnerzahl, wissen wir leider nichts Sichereres, doch schätzt der Neumärkische Forsther Riehen schon für 1319 das „industrielle Königreich“ mit seinen großen Mitten auf 3000 Seelen.“

Doch nun zu den Hussiten!

Als zu Beginn des Jahres 1430 ein Husiteneinsatz droht, sammelt sich die Streitmacht der Neumark unter dem Verteidiger des Deutschen

unserer Stelen her mark zu Brandenburg ist ein altsächs. Herkunfts- und Sächs. Ritter- und Adels- und Lübecker Uebung". Die Kolonisten die um 1250 neuemarck besiedelten, brachten den alten sächsischen Brauch mit in unser Land. Die Rauh- und Wildfahrt war nur durch seine wehrhafte Bewaffnung ein bedeutendes Land geworden. Als Reich war es mitten in das Slavenland hineingetrieben und von allen Seiten von Feinden umringt. Da mußte jeder einzelne Bürger mehrheitlich sein, um bei feindlichen Einfällen sein Hab und Gut verteidigen zu helfen. Um den Bürgern im Gebrauch der Waffen zu üben, richtete man die Schülgefechte ein. Von damals beobachteten Schülgefechten berichten uns Sage und Geschichte.

In besonderer Blüte standen die Schützen-Gilden an Ende des 16. Jahrhunderts. Sie waren nach den Kurfürsten von Sachsen und den sächsischen Bischöfen benannt. Im Jahre 1579 erhielten die Haupt- und größten Städte der Neumarkt ein Wundschreiben des Kurfürsten aufgestellt, indem er zur Gründung von Schützen-Gilden aufordnete. Er verbrauch darin, dass der Schützen-Gang „aller Sternen und aller Zielen“ von acht Gebräuden Bier auf ein Jahr reicht, bei die Säfte dieser Bereitung aber vollkommen den Wein eingeschlossen sind.“ Das hat den manigfachen Redeten die Schützen-Gilden ausführen müssen, um sich selbst

Schützenverein aufzubauen, und schließlich, während der preußische Krieg des 30. Jährigen Krieges litten die Schützen auf. Am Ende des 17. Jahrhunderts jedoch ging aus einer Neugründung hervor. Auch Friedrich III. (Erste) hat den Schützenorden gegründet. Sein Wert bezeugt. Die mehreren Verhängungen an die Neumärkische Kammer bestätigt vorerst die Gründungserklärung. Es schreibt: „Sie habe Ende der Gründung von Schützenorden angelegen sein zu lassen.“

Große Bedeutung erlangten die Schützenabenden nach dem unglücklichen Kriege 1806/07. Sie fanden in den Städten sowohl als möglichste Ruhe und Ordnung. Auch half sie zur Wehrhaftmachung und Erziehung unseres Volkes wesentlich beitragen. In den Freizeitstagen waren die Waffen der Schützenbrüder ein willkommenes Ausflugsobjekt für manchen Krieger. Seit dieser Zeit sind die Gilde bei seinen Wollstochern anerkannt und beliebt. Das Schützenfest ist noch heute eines der schönsten Festtage.

Kleine Blätter.

Randbemerkung Friedrichs des Großen
auf das Gedicht des Präsidenten der Neumärkischen Kriegs- und Domänenkammer v. Voeden
in einem Vorlesungsblatt: „Damit sieht man ein
24. Canon fort. Ein president wird für Solchen
Schneefuß Transport nicht wichtig genug. Voeden
solle 8 pferde haben, und was er corporisenter
wird 10 bis 12.“

Heber den Getreidebau in der Neumark
wirkt Friedrich der Große am 24. Oktober 1747
auf den Präsidenten der Neumärkischen Kammer
zu Lübben und auf die Landräte und
Gouverneure des Landes ein, daß sie
die von mir erlassene General-Deje-
nation des in der Neumark zu erzeugenden Ge-
treides erhalten und zu meiner Befriedigung
diese erleben, wie getreide erworben wird, als die-
selbe zu ihrer eigenen Konsumtion nötig ist.
Das will jegen nicht in Exploitation gehen, ob nicht
die dortige faule und läßgläfche Ver-
waltung des däjigen Landmaresse-
nach dem Hauptzweck bestellt hat. Ich verstehe
nicht, wie jene, sobald sie das Land in Besitz ge-
wonne, übermehrheitliche Menge durch die leisiger
neuer und博物ischen Arrangements und Belebung
neuer und博物ischen großertheils abgeschossen und den
Landen ein Exempel besserer Wirthschaft gegeben
werden.

Dem Landrat des Kreises Landsberg
o. Bodeser antwortete Friedrich der Große auf
ein Geuch um Erbs erlittenen Brandshadens:
„am jüngsten Tag krigt ein jeder alles wieder
was er in diessem Leben verloßhen hat.“

Die Hussiten vor Königsberg.

von Dr. K. Richter.

(Nachdruck verboten.)

In der phantastischen, aber unzweifelhaften Überlieferung über die Geschichte der Marienkirche in Königsberg Nam. hat der verhorrende Superintendent Brauns auch einen Düssiteneinfall des Jahres 1439 verhört. Da werden die Düssiten als „die böhmischen“ (Sachsen) bezeichnet, während sie auf Regensburg vorwanden, dass die natürlich von den böhmischen Regen gebrachten seien. Und weiter heißt es da: „Doch Königsberg blieb verhönt“. Doch den Düssiteneinfall in Wirklichkeit sehr freundliche Gestaltung gegen Königsberg fand lag, mögen die folgenden Zeilen erweisen.

Um die Zeit, da jene hömürige Glaubenslämper ihre räuberischen Sagen nach Norden trichterten, gehörte die Neumark noch dem Deutschen Ritterorden. Die Stadt Königsberg hatte damals vielleicht von ihrer höchste Blüte überdriften. Aus einem alten wendischen Liede, dessen Großes uns der noch lebte von der Wilhelmita (Dr. Adolf Körber) erzählt, geht hervor, daß sie weit über die Oste hineinreichte und daß sie im Süden des heutigen Ostpreußens deutlich zeigte, und einer etwa 1243 gegründeten östlichen Stadt war es ohlähmlich in einer einheitlichen Siedlung verschmolzen. Freilich hat es nicht gleich anfangs den heute von Mauern umgeben Raum umflossen, sondern fand sich ursprünglich nur bis zum „Dimmelteich“ nach Südosten hingestreckt haben. Das beweist 1. das Zusammentreffen der beiden Hauptstrassen an dieser Stelle, 2. die Lage des Marktes, der innerhalb in der Mitte der Stadt gelegen war, und 3. die nach der gegenüberliegenden Verlängerung der Ritterstraße durch die Bernitzer Straße zu weit nach Norden drängt erfordert. 3. ein alter Name für den Hohenberg-Rittersteuer, was wir ziemlich sicher als Kampftanz an deuten haben, da reisig Kriegszug bedeutet (vergl. regis).

Um 1430 allerdings wird längst jener halbmondförmige Streifen, der etwa vom Klosterplatz an über das Berntor und bis zur Stadtmauer in der Mitte des Berntortores reichte, durch Mauern der ältesten deutschen Siedlungen angefestet gewesen sein (vielleicht schon 1310 vollendet), da es damals heißt: „an dem Wege, wenn man zur neuen Bürgerstadt (nava cœvata) geht“. Doch war die Stadtmauer damals noch viel reicher mit Kämpfern und auch noch an einer Stelle unbefestigt, nicht weit von der heutigen Kreuzung der Breite Gasse mit dem Berntor, einem Rückzugsraum, von der Art des Burgturmes befestigt. Nachdem die bei schweren Gefechten nach Gießen fortgeschafft waren, wurde kurz vor 1580 dieses „Rundobd“ zugleich mit mehreren Stadtmauern in der Mauer wegen Baufälligkeit abgebrochen auf Rat des (Fehlings') Maurermeisters Mariotti zu Gießen.

Eine große Zahl lampsträftiger Bürger und ritterliche Patrizier bildete die Stärke Königsbergs, das damals die größte Stadt der Neumark war. Das Elstiner Stadtbuch beweist uns das nämlich noch für das Jahr 1529 durch eine Liste, nach der an Soldaten 28 stellen sind von Königsberg 38, Landsberg 28, Brandenburg 20, Cästlin 9 und Woldenberg 8 Mann.

Auch Feuergeschüsse muß Königsberg damals schon befestigen haben, denn wenige Jahre später (1453) erbittet sich Garz leihweise neben

ing ist es den Brandstütern sogar, die Hussen sie Mülltro zu schlagen. Am 21. Juni 1433 aber raut dann wie ein entfießter Strom das gesamte Heer durch die Neumark. Friedberg läßt durch Berat: der Prior des dortigen Augustinerklosters wird verbannt, 8 oder 12 Hunde werden erschlagen. Auch Wolkenberg und die Hussen in Flammen aufgezehrt. Ein amtierender Schrein ergeht die Rummert: Sol- lin wird vom Deutschen Orden ausgegeben, ebenso wie die Stadtmauer Nürnberg. Da die Stadtbefestigungen Martins zu schwach sind, muß die Mauer niederr und wandelt sich zur Zeit zum Zuhause des Bürger vorläufig in ein Dorf um; die Einwohnerheit flieht nach Königsberg. Doch kurz vor dem 13. Juni 1433 versammeln sich die Hussen gegen Landshut; aber dort können sie nichts ausrichten, weil der Deutsche Orden noch im letzten Augenblick 1100 Mann zur Bekämpfung dieser Gefahren herbeigezogen. Zeit liegen sie vor dieser Warchefse, so aber die starke Belagung sie durch wiederholte Ausfälle einschlußlich, wagen sie keinen Sturm auf die Befestigungen und wenden sich nun gegen Küstrin und Königsberg.

Gerade aus diesen Tagen sind mehrere Berichte des Deuttschordensvogts erhalten. Wir hören aus ihnen die siebenjährige Erregung, die man als alles gepadt hält. Golomut sind nicht mehr da, aber die Geschäfte verlorengeblieben; in Königsberg redet man auch mit einem Einfall der Brandenburger und Stettiner von Preuß aus. Doch der erste Eitern der Reumart gegen Böhmen muß unter allen Umständen gehalten werden. So eilt denn noch vor dem 13. Juni Heinrich Radesteiner, der Vogt der Reumart, selbst nach Königsberg. Bei ihm hat er die gelehrten Ritter seines Ordens. Er nennt ausdrücklich Heinrich von Blauen, Peter von Gera und andere mehr. Und nun umbranzt eine horst vom 24.-28. die Ostwestfalen mehrere Tage lang auf Königsberg, bis sie sich hie absehend zurückweicht vor den festen Mauern und ihren tapferen Besitzdörfern.

Als am 24. Juni 1433 das Hüssten-
heer unterdrückt wurde obgleich, da vereinbart
war in Königsberg alles zu einem Frieden abzuschließen.
Und wie ein Durchbruch nach früher
Pflicht waren die Hüssten wiederum bei alten
Begrenzungslinien des Königreiches Thüringen
geblieben haben wir mit Willen unserer Gewerke und
Bauern in jüngerer Noacht gelobt, alle Jahre
und Sonntags von dem Tage Johannis des
Käufers eine herzliche Brotselbst zu halten,
und bitten unsre Nachkommen im Rat, daß
diese das in merlichster Noacht also halten und
mit nichts fallen lasst!"

Vom alten deutschen Schützenbrauch.

Wit dem Pfingstfest haben an vielen Orten der Neumark die traditionellen Schützenfeste begonnen. Das ist nur schon seit Jahrhunderten so. In einer Urkunde aus dem Jahre 1579 heißt es: „Das Schießen nach dem vogel in

Editorial: Paul Wahns.